

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 5 (1950)
Heft: 7

Artikel: Rätselhaftes Hunsa : Land ohne Geschichte - Volk ohne Krankheiten
Autor: Bircher, Ralph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RÄTSELHAFTES HUNSA

Land ohne Geschichte — Volk ohne Krankheiten

Von Dr. Ralph Bircher

Der kürzlich in dieser Zeitschrift veröffentlichte Expeditionsbericht meines Landsmannes Robert Kappeler „Im Banne des Rakaposhi“ (Universum, Heft 10, 1950) hat das Volk von H u n s a erwähnt, dessen rätselhafte Existenz derzeit Forscher und Weltöffentlichkeit beschäftigt, seitdem Prof. Dr. med. Sir Robert McCarrison (Oxford) und der Linguist Col. David Lorimer es in der Zwischenkriegszeit „entdeckt“ haben. Es sollen nun hier einige Probleme, die sich an den Namen Huns knüpfen, kurz umrissen werden. McCarrison und Lorimer sind heute immer noch die einzigen Europäer, die mehr als einzelne Tage im Hunsland verbringen konnten, denn ganz abgesehen vom langen und schwierigen Zugang ist dort die Nahrung überaus knapp, und es werden keine Aufenthaltserlaubnisse erteilt. Wie in dem genannten Bericht erwähnt, bewohnt das Hunsavolk die Sonnenhänge des Hochgebirgsgebietes am Südrand des Pamirs. Die rund 150 Dörfer dieses aus etwa 10.000 Seelen bestehenden Volkes liegen in Seehöhen zwischen 1600 und 2500 m, umgeben von 7000 m hohen Berggipfeln in einer groß-

artigen Talkluft und abgeschieden von aller Welt. Bis vor rund 200 Jahren lebte dieses isolierte Volk gewissermaßen in der Steinzeit, erbaute Mauern und Wasserföhren mit Werkzeugen aus Hartholz und Steinbockhorn und wurde erst durch das Geschenk eines benachbarten Fürsten mit Eisenwerkzeugen versehen.

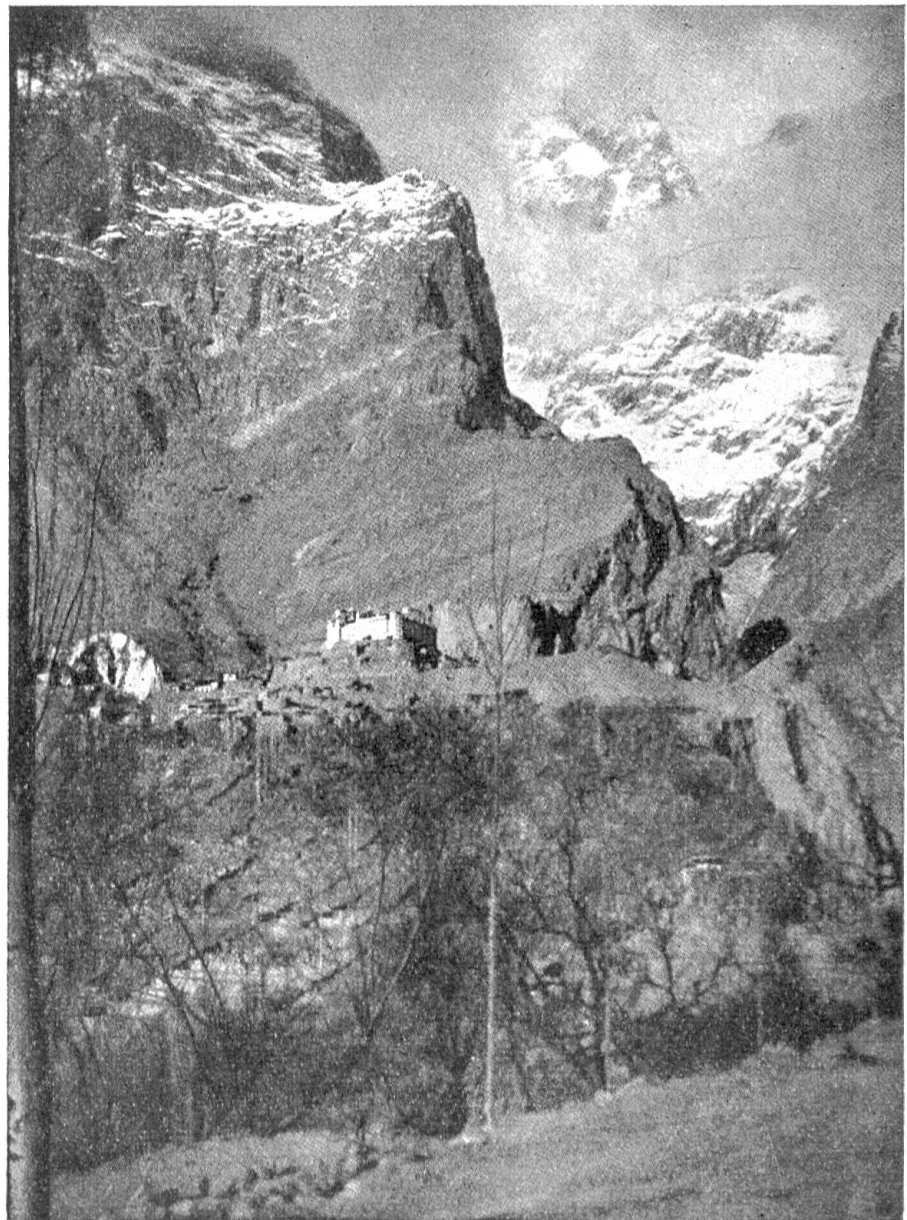


Abb. 1. Umgeben von 7000 m hohen Berggipfeln, in einer großartigen Talkluft gelegen, erhebt sich auf schmalem Felsvorsprung die 600 Jahre alte, nur noch für Zeremonien benützte Burg der Huns-Könige

Das „Geschenk“ bestand aus einigen Zigeunerfamilien, die heute noch dort leben und den Hunsabauern Schmiededienste leisten. Um 1894 zählte das Volk etwa 4000, um 1936 etwas über 10.000 Seelen, die in einer Dichte von rund 400 Einwohnern pro Quadratkilometer wohnen. Die seinem Blut fremde, aus Persien stammende Königsdynastie von Hunsä regiert dort ununterbrochen seit der Zeit unserer Kreuzzüge. Die eigenartige, sehr schwierige und differenzierte Hunsä s p r a c h e („Burushaski“) muß sich, soweit heute ersichtlich, seit wenigstens fünf Jahrtausenden isoliert entwickelt haben und hat keine Anklänge an andere lebende oder tote Sprachen. Die außerordentlich sorgfältig gestuften und gepflegten, trockengemauerten Ackerterrassen von Hunsäland entsprechen so genau jenen des frühen Vor-Inkareiches in den hohen Andentälern, daß man nach Cook Hunsäland aufsuchen muß, um sich die Verhältnisse in den weitgehend zerfallenen Andentälern richtig vorstellen zu können. Aus alledem geht ein sehr hohes Alter des Hunsävolkes hervor: es scheint sich tatsächlich aus der rätselhaften Frühzeit der Kulturentstehung lebendig in die Gegenwart herübergerettet zu haben. Man kann verstehen, daß das einen rechten Forscher fesseln muß.

Das Hunsävolk hat sich durch genau eingehaltene Heiratsregeln sehr rein erhalten. Es sieht so europäisch, wohlgebaut und kultiviert aus (Abb. 2), daß seine Angehörigen, in europäische Kleider gesteckt, nicht auffallen würden, wenn sie unter uns gingen. Die Inneneinrichtung der Hunsähäuser im ältesten



Links: Abb. 2. Im Gegensatz zu allen Völkerschaften der Umgebung ist der Menschentyp der Hunsä fast rein europäisch zu nennen

Die Abb. 1, 2, 3 und 5 konnten wir mit besonderer Bewilligung des Verlages dem Buch „Hunsä“ von Dr. Ralph Bircher (Verlag Hans Huber, Bern) entnehmen. (Siehe Buchbesprechung in diesem Heft S. 290.)

Rechts: Abb. 3. Anmutig und stets frohgelant sind die Frauen des Hunsävolkes, die sich selbst, ihr Haus und ihre Kinder außerordentlich reinhalten

Dorfe Altit entspricht dem altgriechischen Atrium. Nach eigener Überlieferung stammt das Volk von Hunsä von drei jungen Griechen ab, die mit Alexander dem Großen nach Indien zogen und im Hunsätal erkrankt zurückblieben. Das „Burushaski“ weist indessen nicht die mindeste griechische Spur auf. Man spricht vom „Griechenvolke am Karakorum“, aber seine Abstammung bleibt ganz rätselhaft.

Die Frauen von Hunsä werden als ungemün anmutig (Abb. 3) in ihrem Grüßen, Arbeiten, Lächeln beschrieben. Zwischen Mann und Frau ist fließende Arbeitsteilung, Rücksichtnahme, Vertrauen und Achtung zu beobachten, wie sie nur bei ganz wenigen hochkultivierten Völkern anzutreffen ist; aber schon die nächsten Nachbarvölker und weiterhin in Asien behandeln die Frau ganz anders; sie halten sie mißtrauisch hinter Haremstüren und Schleiern oder laden ihr alle schwere Arbeit auf, während der Mann sich ein relativ „herrliches“ Leben zubilligt. Die Frauen altern dort rasch, huschen verängstigt mit abgewendetem Kopf daher, im Hunsäland aber schreiten sie aufrecht und frei. Offen zeigen sie sich in ihrer lachenden Anmut allen Blicken und sind dem Hauswesen stets besorgte und treffliche Vorstände.





Abb. 4. Das Hunsaland liegt am Südrande des „Daches der Welt“, des gewaltigen Pamir-Gebirges. Blick auf die eisbedeckten Berggipfel aus dem Garten des Königs von Hunsala (Reproduktion mit besonderer Erlaubnis des Königs von Hunsaland)

Wie fanatisch und abergläubisch die umliegenden Völkerschaften in ihrer Religion sind, ist kaum zu sagen. Entsetzliche Angst vor dem „bösen Auge“, viele strenge „Tabus“, grausame Riten und das eifrige, unermüdliche Drehen möglichst vieler „Gebetsmühlen“ vergällen diesen Menschen das Leben. Im Hunsaland ein ganz anderes Bild: die Religiosität tritt kaum in Erscheinung, aber durchdringt das Leben dennoch. „Ungläubig sind sie auf keinen Fall“, schreibt Lorimer, obwohl ihm die Verborgenheit der religiösen Formen und das Fehlen von Aberglauben auffiel. „Sie sind getragen von einem unbedingten Glauben an einen guten, freundlichen Gott, dessen Wege sie nicht zu verstehen vorgeben... Es ist selbstverständlich für sie, daß Gott von ihnen Arbeitsfleiß, guten Willen und Aufrichtigkeit verlangt. Sie arbeiten darum zäh und hurtig, ohne von anderen ebensoviel zu verlangen, und sind freundlich zu jedermann, der es recht meint, mild zu Kindern und Greisen, über alles Maß großmütig gegenüber Waisen, und besorgen ihr Tagewerk mit einem beglückenden Ver-

trauen, daß Gott daran ein Wohlgefallen habe.“

Als Frucht — sofern der Glaube an seinen Früchten zu erkennen ist — mag dieser Satz stehen: „Jedes Gesicht, das man hier erblickt, drückt eine Ruhe, einen Frieden, ein Glück aus, das jeden Augenblick in ein strahlendes Lächeln ‚auszubrechen droht‘.“ Man werde nach einiger Zeit mit beglückender Verwunderung gewahr, „daß keine nervösen Gesten und angstvolle Augen vorkommen und daß es um sehr wichtige Dinge gehen muß, bis einmal ein hartes Wort fällt“.

Vielleicht nicht weniger merkwürdig ist das, was wir über die Hygiene dieses Volkes erfahren. Auch hier ringsum Verhältnisse, die von einer Ahnungslosigkeit gegenüber den Gesetzen der Hygiene zeugen, die kaum zu fassen ist: man lebt mit dem Vieh zusammen im selben Raum und ist voll Ungeziefer auf Haut und Kleidung. Man schöpft Trinkwasser aus dem gelbbraunen Fluß unterhalb eines verwesenden Pferdekadavers; die Umgebung der Dörfer ist meist, da entsprechende Einrich-

tungen fehlen, derart verschmutzt, daß der Fremde nicht weiß, wohin er seinen Fuß setzen soll. Man setzt die Säuglinge in frischen Kuhmist und näht sie so in Kalbsleder ein, eine Behandlung, die von etwa der Hälfte der armen Kindchen überstanden wird. So steht es nah und fern fast überall in Asien, und die Gerüche sind oft unbeschreiblich. Beim Hunsavolk: sorgfältig getrennte Führung und Aufbewahrung des kostbaren Wassers je nach Verwendungszweck, eigene Ställe für das Vieh trotz Raumangel, eigene geruchlose Trockenklosette (eigener Erfindung). Vernünftige Sauberkeit trotz Mangel an Wasser, Seife und Brennholz, sogar im strengen Winter! Säuglinge sterben sehr selten, obwohl man sie mangels Windeln und heißem Wasser auch in Kuhdung einbettet. Dasselbe, und doch so anders: wie gute Erde riecht dieser Dung — alt, mürb und trocken, und die Packung wird fleißig gewechselt, der Säugling gebadet. Bei den Erwachsenen sind Körper und Bettzeug ungezieferfrei. Die Tücher, in die man sich nachts einwickelt, werden morgens an die Sonne gehängt. Woher dieses hygienische Wissen, das selbst bei uns erstaunlich wäre? Man weiß es nicht ...

Noch viele weitere Rätsel gibt uns dieses seltsame Volk zu lösen auf. Das größte unter ihnen ist aber doch wohl seine Gesundheit, die nicht nur in Freiheit von Krankheiten besteht, sondern in einem ganz besonderen Grad von Vitalität und unternehmungsfreudiger Le-

benslust. Die Berichte von McCarrison und Lorimer sind in dieser Hinsicht eindeutig, und der eine Magenkranke, den Kappeler gesehen hat, dürfte aus dem Königshaus gewesen sein, wo auch von Lorimer Krankheiten bemerkt wurden. Es kommt selbstverständlich manchmal am Winterende, nachdem man 6 Wochen in engem, rauchigem Raume zusammengepfercht war, zu einzelnen Augenentzündungen, und zuweilen legt sich einer hin, bekommt hohes Fieber, fastet und steht nach ein bis zwei Tagen geheilt wieder auf. Es gibt auch Unfälle, welche Invalidität und Tod zur Folge haben.

Aber keine der unzähligen chronischen Krankheiten, die bei uns namentlich im mittleren Alter gewöhnlich sind, scheinen im Hunsavolk vorzukommen. Der bei uns meistens tödlich verlaufende Milzbrand führt dort nur zu einem unschuldigen kleinen Karbunkel. „Die Leute von Hunsas werden außerordentlich alt und ihr Hinscheiden erfolgt ohne Schmerzen in heiterem Frieden“ (McCarrison). „Life“ (28. 1. 1950) veröffentlichte das Bild eines 99jährigen Hunsamannes, der, von der Bartfarbe abgesehen, einem 30jährigen jungen Manne gleicht. Lorimer traf eine ältere Frau, die einen jährigen Knaben an der eigenen Brust stillte. „Du bist wohl seine Großmutter?“ — „Nein, ich bin seine Urgroßmutter, und sieh, wie er gut gedeiht, ich habe ihn allein aufgezogen!“ Hunsaträger bei Karakorumexpeditionen hatten am Abend, nachdem die übrigen Teilnehmer von den Strapazen erschöpft



Abb. 5. Selbst am Ende der langen und harten Fastenperiode, wie sie jeder Winter mit sich bringt, sind die Menschen des Hunsalandes noch vergnügt und lebenswürdig, wenn auch abgezehrt und von Sehnsucht nach Brot erfüllt. In der Vorfreude auf die Köstlichkeit, die es erst wieder gibt, wenn das Korn reif geworden ist, formen die Kinder hier Brot aus Erde und Wasser

und griesgrämig herumlagen, trotz der Traglasten, die sie schon drei Tage geschleppt hatten, noch so viel Lebenslust in sich, daß sie noch lange ihre kühnen und bunten Tänze mit meterhohen Luftsprüngen am Lagerfeuer durchführten und nachher unter dem Eis eines Gletschersees von einem Loch zum andern tauchten. „Es gibt keinen ärgerlichen Vorfall, den sie nicht zu einer kleinen lustigen Festlichkeit zu machen verstünden.“ „Ein glückliches Lächeln geht immer wieder über ihr Gesicht.“

Eine solche Gesundheit hat selbstverständlich viele Ursachen. Gesundheit ist ja immer ein Ganzes, Umfassendes. Die Hygiene hat damit zu tun, die glücklichen Ehen, denen sie ganz besonders Sorge tragen, wohl auch die Religion, die gesunde Luft. Manche haben diese strahlende Gesundheit auf die beinahe rein pflanzliche Nahrung zurückführen wollen,

andere auf den humusreichen Boden, die Kompostwirtschaft. Sicher ist, daß die Leute von Hunsä so gesund sind, obwohl sie nach unseren Begriffen viel zu wenig tierisches Eiweiß, Fett und Kochsalz, viel zu wenig Kalorien bekommen. (Die Kost ist eigentliche Hungerkost; man wird nie satt, außer an großen Festtagen.) Soviel aber darf wohl gesagt werden: die Nahrung der Hunsä, die hauptsächlich aus Obst und Vollkorngerichten besteht und mindestens zur Hälfte ungekocht ist (Holzmangel), ist außerordentlich natürlich und schmackhaft, und sie wird mit jener Andacht verzehrt, die wir bei uns kaum mehr kennen. Lorimer, der die große Hungerzeit bei ihnen miterlebt hat, schrieb: „Über die Laune dieser Menschen hat der Hunger keine Macht, ihr Temperament kann er nicht einmal dämpfen!“

Die „andere“ Welt

Gibt es die „vierte Dimension“, und kann man sie verstehen?

Von Eugen Georg

Im Verlauf seines hunderttausendjährigen Daseins auf Erden, seines Wirkens und Schaffens auf der Erde hat sich der Mensch bestimmte Vorstellungen über den Aufbau, über die Verhältnisse der Welt, des wahren oder vermeintlichen Weltganzen — speziell hinsichtlich Raum und Zeit — gebildet oder erworben. Ohne Zweifel — es gibt gewisse Grenzen für diese menschlichen Vorstellungen. Es wird sie wohl immer geben. Aber wenn sich der Mensch schon einmal gewisse Vorstellungen hinsichtlich des Aufbaus, hinsichtlich der Weltverhältnisse macht — steht er dann nicht früher oder später vor der Frage: Gut, meinem Vorstellungsvermögen sind (scheinbar endgültige oder aber nur vorläufige) Grenzen gesetzt — was aber mag sich denn jenseits dieser Grenzen abspielen? Existiert dort vielleicht doch noch etwas? Existiert dort vielleicht eine „andere Welt“?

Nach Auffassung des Menschen ist die Welt ihrer Ausdehnung nach eins mit dem Raum. Aber was ist denn dieser Raum? Er ist im Menschen. Er ist um den Menschen herum. Der Mensch bewegt sich doch in diesem Raum, der Raum scheint greifbar nahe zu sein. Aber will man seiner wirklich habhaft werden, ent-

schwindet er, er erweist sich als unfaßbar, als uneinfaßbar. Als „Körperraum“, also als ein von einem Körper eingenommener Raum, es mag sich um einen Bazillus handeln oder um ein Sandkorn oder um eine Riesensonne, zweihundert-, dreihundertmal größer als die Erden-sonne, etwa um Antares oder Beteigeuze oder Epsilon Zeti —, als Körperraum also ist der Raum zweifellos ausmeßbar, geometrisch abtastbar und als geometrisches Gebilde seiner Oberfläche, seinem Inhalt oder etwa seinem Gewichte nach mehr oder weniger eindeutig bestimmbar. Aber wenn das alles für „Körperräume“ gilt, so gilt es mitnichten für den „Welt-raum“. Denn der Weltraum ist geometrisch nicht (oder so gut wie nicht) faßbar. Kein noch so ausgeklügeltes Koordinatensystem scheint ausreichend zu sein, um ihn eindeutig zu bestimmen. Seine Begreifbarkeit — vom Menschenstandpunkt aus, wir wollen es uns ehrlich eingestehen! — scheint vorläufig (nur vorläufig?) auch durch die feinsten Maschen des menschlichen Verstandes durchzuschlüpfen. Wenn man seiner Unermeßlichkeit, seiner Unendlichkeit habhaft werden will, scheint der Raum sich in unwirkliche und nicht mehr wesenhafte Fernen